

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 66 (1957)
Heft: 5

Artikel: Ein kleiner Zwischenbericht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN KLEINER ZWISCHENBERICHT

Die 176 ungarischen Kinder und Jugendlichen, die das Schweizerische Rote Kreuz betreut, gehen entweder zur Schule oder haben mit einer Lehre begonnen oder arbeiten irgendwo als Hilfsarbeiter, bis sie eine unserer Landessprachen genügend beherrschen, um auch dem theoretischen Unterricht in der Gewerbeschule oder einer andern Berufsschule, die mit einer Lehre einhergeht, ohne Schwierigkeit folgen zu können. Bei einigen fehlen die geistigen Voraussetzungen, um einen Beruf lernen zu können; diese werden Hilfsarbeiter bleiben und als solche einen bescheidenen Lebensunterhalt finden.

Manch einer der Jugendlichen hat sich ohne weiteres eingelebt, so zum Beispiel Attila. Die Schweiz war ihm nicht unbekannt; denn mit neun Jahren hatte er schon als Rotkreuzkind bei einem Landwirt des bernischen Emmentals einige glückliche Monate verbracht. Es war für ihn selbstverständlich, Zuflucht in dieser Familie zu suchen; ebenso selbstverständlich wurde er von ihr sofort aufgenommen. Mit ihr und der Berufsberatung wurde geprüft, was nun mit Attila geschehen sollte. Das war bei diesem Jugendlichen nicht schwer; seine Interessen sind eindeutig technischer Art, sein Wunsch — er ist zielstrebig und disziplinierter als die meisten der andern Jugendlichen — ging sehr bestimmt dahin, Bauzeichner zu werden. Wir vermittelten ihm eine Patenschaft; diese wurde mit viel Eifer von einer Gruppe Jugendlicher der Jungen Kirche übernommen. Einer davon ist ein tüchtiger Bauzeichner, der Attila unter seinen besonderen Schutz nehmen und ihm eine gute Lehrstelle suchen wird. Bis Attila genügend Deutsch gelernt hat, arbeitet er als Volontär in einer Buchdruckerei. Daneben lassen wir ihm von einer seit vielen Jahren in der Schweiz lebenden Ungarin Deutschstunden erteilen. In der Druckerei verdient er wöchentlich 50 Franken, von denen er von sich aus den grössten Teil an seine Unterhaltskosten beiträgt. Attila ist ein gesunder, freier und offener Junge; er hat allen, die sich um ihn kümmern, bis heute nur Freude bereitet.

So ist es auch mit dem sechzehnjährigen Janos, der eine Lehre als Installateur angetreten hat und in einer Pflegefamilie untergebracht ist, mit der er sich gut versteht. Zum Muttertag hat er der Pflegemutter zwölf Rosen mit dem selbstverdienten Taschengeld gekauft und strahlend heimgebracht. Auch sonst versucht er, ihr etwas zuliebe zu tun; er deckt den Tisch, hilft ihr auftragen und den Tisch abräumen, und abends nimmt er ungeheissen das Tuch und trocknet das Geschirr und erzählt der Pflegemutter in seinem stammelnden Deutsch die Erlebnisse des Tages.

Mit Karoly erleben wir ebenfalls nicht die geringste Mühe. Er ist intelligent, fröhlich und sehr liebenswürdig. Schon im Heim, in dem wir die Jugendlichen vorübergehend betreuten, hatte er sich mit Vorliebe in der Küche beschäftigt und dann den lebhaften Wunsch geäußert, Koch zu werden. Nun hat Karoly vor einigen Wochen mit der Kochlehre begonnen, und die Berichte, die wir über ihn erhalten, lauten alle gut.

Die ungarische Hausmutter eines Heims für ungarische Jugendliche in der Nähe von Genf hält ihre Gruppe, alles einfache Burschen, die als Hilfsarbeiter oder Lehrlinge in Genf arbeiten, sehr gut in Ordnung; sie findet sie — bis auf zwei — nicht schwierig, so dass in diesem einfachen Heim eine richtige Familiengemeinschaft entstehen konnte. Die Frau, Flüchtling auch sie, deren Sohn in Genf Medizin studiert, steht schon morgens fünf Uhr auf, um «ihren Jungen» das Frühstück zu kochen und die Sandwiches für den Lunch zu streichen, da die jungen Ungarn erst abends wieder ins Heim zurückkehren. Nach dem Nachtessen erhalten sie jeweils noch Französischunterricht, der ihnen von einem schon seit Jahren in der Schweiz ansässigen Ungarn unentgeltlich erteilt wird.

Noch manch eine Familie äussert sich sehr anerkennend über das ungarische Kind, dem sie gastlich Haus und Herz geöffnet hat.

Daneben gibt es aber auch Jugendliche, die Mühe haben, sich einzuleben. Hier gibt es die verschiedensten Abstufungen, ausgehend von jenen, die die Schwierigkeiten der Anpassung still erliden, sie allein durchkämpfen und überwinden, bis zu jenen, die sich einfach nicht anpassen wollen, ja, nicht anpassen können, überall weglaufen, schwierig sind und tiefgreifende Charakterschäden zeigen, die indessen schon in Ungarn dagewesen waren und ihnen selbst sowie ihrer Umgebung schon dort das Leben erschwert hatten.

Von diesen zum Glück wenigen wollen wir nicht sprechen; wir werden sie einer sorgfältigen Nacherziehung zuführen müssen, bevor an eine Ausbildung gedacht werden kann. Tragisch ist allerdings, dass diese wenigen asozialen Elemente, die auch schon Schlägereien verursacht haben, bei uns den Ruf der Ungarn schon da und dort zu beeinträchtigen vermochten, was gerade von den besten Elementen mit einiger Bitterkeit festgestellt wird.

Welches sind nun nach der eigenen Meinung der Jugendlichen die Hauptschwierigkeiten der Anpassung?

Da ist vor allem die Unkenntnis unserer Sprachen. Sie finden sowohl die deutsche als auch die

französische Sprache sehr schwierig. Erschwerend für sie ist ferner die Tatsache, dass in der deutschen Schweiz das Schweizerdeutsch gesprochen wird, so dass viele Ungarn in Gastfamilie, Schule und an ihrem Arbeitsplatz inmitten der schweizerischen Kameraden nur Schweizerdeutsch hören und lernen, während des Unterrichts aber Hochdeutsch sprechen müssen. «Es sind also zwei Sprachen auf einmal, die wir lernen müssen. Wie sollen wir da durchkommen?»

Eine zweite Schwierigkeit bildet die Arbeitszeit. Die meisten jungen Ungarn und Ungarinnen finden die Arbeitszeit hier endlos lang. «Ihr arbeitet ja hier den ganzen Tag! Ihr habt ja keine Freizeit!» Beim Vergleichen zeigte sich uns, dass die Summe der wöchentlichen Arbeitsstunden in Ungarn jenen unseres Landes entsprach, die Arbeitszeit aber in verschiedener Weise festgelegt ist. In Ungarn wird in der Regel schon um sechs Uhr früh mit der Arbeit begonnen und — nur durch eine halbstündige Lunchzeit unterbrochen — anhaltend acht oder neun Stunden täglich gearbeitet. So begann für unsere Jugendlichen in Ungarn die Freizeit jeweils um 14.30 oder 15.30 Uhr, und da sie zumeist erst um 21 Uhr die Hauptmahlzeit einnahmen, lagen dazwischen sechs bis sieben Stunden, die von der jungen Generation im Sommer für Veranstaltungen der Jugendorganisationen, Velofahrten, Schwimmen, Rudern und andern Sport, im Winter für Hallensport verwendet werden konnten. Das gab ihnen das Gefühl, über sehr viel Freizeit zu verfügen.

Die älteren Generationen unter den ungarischen Flüchtlingen begrüßen indessen die schweizerische Lösung der Arbeitszeiteinteilung. Oft waren sie in Ungarn während der Freizeit einer Nebenbeschäftigung nachgegangen, da der Verdienst so klein war, dass die Familie ohne zusätzliche Arbeit nicht hätte leben können. Für die berufstätigen Hausfrauen, und das waren 85 Prozent der Frauen unter 45 Jahren, gab es überhaupt keine Freizeit. Während die Jungen sich erholten, mussten sie den Haushalt besorgen, einkaufen — die Arbeitszeit des Ladenpersonals ist anders geordnet — waschen, plätten und das Nachtessen für die ganze Familie zubereiten. Wann sie sich endlich zur Ruhe legen konnten, wenn das Nachtmahl erst abends neun Uhr begann, vermag sich jede Hausfrau ohne weiteres vorzustellen, um so mehr, als die geplagte Mutter noch eine kleine Mittagsmahlzeit für die Kinder für den nächsten Tag vorbereiten musste. Früh um sechs Uhr musste sie aber — wie alle andern auch — an ihrem Arbeitsplatz erscheinen und die gleiche Arbeit erfüllen wie die Jungen, die sich hatten ausruhen können.

Es ist also nur die junge Generation, die bei uns unter dieser Anpassungsschwierigkeit leidet. Sie fühlt sich an sonnigen Nachmittagen an allen Haaren hinausgezogen, möchte ins Freie stürmen,

die Glieder bewegen: «Weshalb zerstückelt ihr die Freizeit? So vermag man ja nichts Rechtes mehr damit anzufangen!»

Viele der Jungen befremdet es, dass bei uns der Lohn nach Alter berechnet wird und daher die jungen Arbeiter, auch wenn sie hervorragend arbeiten, weniger gut bezahlt werden als die älteren, die gleiches leisten. Immer wieder schütteln sie auch den Kopf darüber, dass die Frauen weniger verdienen als die Männer. «Weshalb? Ist das gerecht? Bei uns wird für die gleiche Arbeit der gleiche Lohn bezahlt. Weshalb ist eine gleichgute Arbeit weniger wert, bloss weil sie von einer Frau verrichtet wird?»

Die meisten sehen ein, dass sie sich an die gänzlich neue Lebensart anpassen müssen; sie geben sich Mühe, sich einzuleben, immer mehr Verantwortung auf sich zu nehmen, um eines Tages auf eigenen Füßen zu stehen. Dass sie unsere Verhältnisse immer wieder mit jenen Ungarns vergleichen, wird ihnen manchmal übelgenommen. Ist dieses Vergleichen aber nicht sehr natürlich? Ist es nicht auch natürlich, dass sich in ihrem Heimweh die Vergangenheit etwas verklärt und die Erinnerung da und dort nicht mehr ganz den Tatsachen entspricht? Sie haben ihre Familie, ihre Freunde, ihr Land verlassen, alles, was ihnen lieb und vertraut war, haben sie zurückgelassen. Ist es nicht sehr verständlich, dass sie vergleichen, wägen, was sie gegen solch grosse Werte eingetauscht haben? Unsere Begriffe der Freiheit und Demokratie klingen manch einem von ihnen noch fremd, sie besitzen noch nicht genügend Geltung, um die Waagschalen auszugleichen. So suchen die jungen Fremden die ausgleichenden Werte noch in den äusseren Dingen des alltäglichen Lebens.

Wir richteten die Frage, wie die Studierenden auf unsere Lebensweise antworten, an einen Studenten. Sehr offen ging er auf die Frage ein:

«Für alle jene, die über gute Geistesgaben verfügten, in Ungarn aber zum Studium nicht zugelassen wurden, weil der Vater früher einer gehobeneren Gesellschaftsklasse angehört hatte, ist die Einstellung hier ganz eindeutig: Alle diese empfinden es als ein unglaubliches Glück, sich hier uneingeschränkt dem Studium widmen zu dürfen; das Studium bedeutet für sie die Erfüllung eines lange und schmerzlich gehegten Wunsches. Diese jungen Menschen wissen in der Regel auch genau, was sie studieren wollen, und sind sehr zielbewusst.

Auch für jene meiner Kameraden, die in Ungarn studiert haben und sich — obwohl ihnen dort jeder Schritt befohlen und vorgezeichnet war — dennoch, von Familientradition genährt, eine gewisse Selbstverantwortung und Zielstrebigkeit zu bewahren vermochten, ist die freie schweizerische Art des Studiums, die eindeutiges Erkennen des

Studienweges sowie Selbstdisziplin, Fleiss und den Willen, Begonnenes zu einem guten Ende zu führen, voraussetzt, ein Glück. Nicht viele von uns fallen indessen unter diese zielstrebige Kategorie.

Vergessen Sie nicht, dass in Ungarn nicht unser Wunsch, sondern die Produktion die Art unseres Studiums diktierte. Man besuchte die vorgeschriebenen Vorlesungen. Man durfte ihnen nicht fernbleiben, um eine andere Vorlesung, die einen mehr gefesselt hätte, zu besuchen. Man durfte also nicht das hören, was man selbst für förderlich hielt, sondern nur das, was einem jeden Studenten vorgeschrieben war. Wollte ein initiativer Student zwischenhinein eine wissenschaftliche Arbeit ausführen, um den ganzen Stoff zu vertiefen, wurde ihm das untersagt. Ein jeder Schritt war vorgeschrieben. Dass dabei die eigene Initiative, die Selbstverantwortung, die Fähigkeit, selbst bestimmen zu können, verkümmerten und bei vielen gänzlich verloren gingen, ist natürliche Folge einer solchen Studienart.

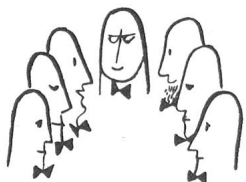
Ist nun aber einer nicht fähig, eigene Entschlüsse zu fassen und eigene Verantwortung zu tragen, so fühlt er sich an einer Schweizer Universität verloren. Er hat noch nicht gelernt, die Führung selbst zu übernehmen, sein Studium entbehrt

der Planmässigkeit, er hört wild alles durcheinander. Solche Studenten bedürfen noch der Führung, bis sie gelernt haben, in Freiheit zu studieren. Sie können mit der plötzlichen Freiheit nicht richtig umgehen, sie nicht nutzbringend anwenden. Man sollte bei jedem einzelnen ungarischen Studenten prüfen, ob er allein zu gehen vermag, oder ob er noch eines stützenden Armes bedarf.»

Eines solch stützenden Armes bedürfen auch alle unsere Jugendlichen, und wir bitten deshalb alle jene, die unmittelbar mit ihnen zusammenkommen, seien es die Pflegefamilien, Lehrmeister, Lehrer, oder seien es die Arbeitgeber und Arbeitskameraden, ihnen Geduld und menschliches Verständnis entgegenzubringen.

Müssten sich unsere eigenen Kinder und Jugendlichen unter den gleichen Verhältnissen, das heisst von einem Tag auf den andern, von uns getrennt und allein in einem fremden Lande mit gänzlich neuen, gänzlich andern Lebensverhältnissen einleben und anpassen lernen, so würde sich dieses Einleben sicherlich nicht immer reibungslos abwickeln, wie wir das manchmal viel zu verfrüht von den jungen Ungarn erwarten. Es müsste auch manch ein Mensch im fremden Land für unsere Kinder grosse, sehr grosse Geduld aufbringen.

AUS UNSERER ARBEIT



Am 1. und 2. Juni fand im Zürcher Kongresshaus die ordentliche Delegiertenversammlung des Schweizerischen Roten Kreuzes statt. Das Protokoll der letztjährigen Delegiertenversammlung, der Jahresbericht 1956, der Bericht der Geschäftsprüfungskommission, die Jahresrechnung 1956 sowie das Budget 1957 wurden einstimmig genehmigt. Zum Nachfolger des aus Gesundheitsgründen ausscheidenden, um das Schweizerische Rote Kreuz in besonderem Masse verdienten Quästors, Direktor J. Ineichen, wurde einstimmig *Ernst Hunn*, Vizedirektor der Schweizerischen Volksbank Bern, gewählt. Das Schweizerische Rote Kreuz, das seinem weitsichtigen Quästor grossen Dank schuldet und seinen Rat nicht entbehren möchte, wählte durch die Delegiertenversammlung *Direktor Ineichen zum Mitglied seiner Direktion*. Der Antrag, ihn zum *Ehrenmitglied* des Schweizerischen Roten Kreuzes zu ernennen, wurde von der Versammlung einstimmig und mit starkem Beifall angenommen. Für die ebenfalls aus dem Zentralkomitee ausscheidende tüchtige Frau Jordi wurde Fräulein *Helene Vischer*, Basel, gewählt.

In die *Geschäftsprüfungskommission* wurden für die aus tretenden Sektionen Freiburg und Schwyz die von der Direktion vorgeschlagenen Sektionen *Bellinzona* und *Glarus* neu

gewählt sowie zur *Tagung für das Jahr 1958* die Einladung der Sektion *Neuenburg* angenommen.

Hauptanliegen der gastgebenden Sektion Zürich war der Antrag an die Delegiertenversammlung, sie möge das Zentralkomitee beauftragen, eine Fachkommission zu bestimmen mit dem Ziele, für 1958 eine intensive Mitgliederwerbung vorzubereiten. *Edwin Arnet*, Redaktor an der «Neuen Zürcher Zeitung», trat mit besonderer Wärme für den Gedanken «Jeder Schweizer Mitglied des Schweizerischen Roten Kreuzes» ein. Der Antrag der Sektion Zürich wurde gutgeheissen.

Am Sonntagmorgen vereinigten sich die Delegierten wiederum im Kongresshaus, um drei sehr interessante Referate zu hören: *Frau Oberin Dr. phil. M. Kunz*, Schweizerische Pflegerinnenschule Zürich, und *Dr. med. P. Vuilleumier*, Lausanne, sprachen über «Sorgen und Aufgaben in der schweizerischen Krankenpflege», während der *Generalsekretär der Liga der Rotkreuzgesellschaften*, *B. de Rougé*, einen interessanten Ueberblick über die Liga der Rotkreuzgesellschaften gab. Ein *Empfang durch die Stadt Zürich* im Konzert-Foyer des Kongresshauses beschloss die von der Sektion Zürich ausgezeichnet vorbereitete Delegiertenversammlung.

*

Die nächste Sitzung des Zentralkomitees wird am 3. und 4. Juli stattfinden.

*